

SCHLÜSSELERLEBNISSE Berlins repräsentative Bauten sind eine Welt für sich. Sie funktionieren wie große Unternehmen. Wer arbeitet dort? Was verbirgt sich hinter den Fassaden? Diese Serie mit Poster öffnet die Türen – heute zum Berliner Dom (1)

GESICHTER: DIE MACHER HINTER DEN MAUERN

Der kühle Kopf

Besucher anlocken, Geld einspielen: Margrit Hilmer ist Domkuratorin. Sie managt Berlins Vorzeigekirche

Die Frau versteht was von Gebäuden, von Bauzeitung und Statik. Sie weiß, wann saniert werden muss und was so was kostet. Das Geld dafür steht nicht im Haushalt bereit, es muss rangelholt werden: mit Bittschreiben, mit Überredungskunst. Da hilft ein guter Draht zu Sponsoren. Da ist es nützlich, wenn man Lions-Mitglied ist. Wenn man bei einer Abendveranstaltung mal kurz den Daimler-Vorstandsvorsitzenden anspricht oder die BSR-Chefin und sympathiehalber Kontakte in die Senatskanzlei pflegt. Die Frau braucht Ideen, muss wissen, wie man einen Veranstaltungsort belebt und ihn beliebt macht. Welcher Job wäre mit ihrem vergleichbar?

Veranstaltungen buchen, ist ein Dauerjob. Margrit Hilmer formuliert ihr Motto: „Nicht nur den Jedermann aufzuführen lassen, es sollte jedermann Zugang haben.“ Die Frau, 46 Jahre alt, will alles möglich machen. „Recht nicht, gib's nicht“, sagt sie. Oder: „Was im Kopf ist, muss in die Hände.“ Sie sitzt, damenhaft, schwarzer Hosenanzug, Perlenohrringe, Pumps, im Aussehen und in Turm A hinter schwarzem Holz fünf Meter Schreibtisch, Besprechungstisch mit 12 Stühlen. Kein unnötiger Luxus, die Möbel hat sie, die Sparkommissarin, aus dem Bestand einer Firmenaufstellung besorgt. Den Ärger aus der Besprechung eben spült sie mit einem Schüsselchen Wasser hinunter – und ist freundlich. Niemand ist ihr fremder als Bedenkenträger, begrenzt zu werden fällt ihr nicht leicht. Doch ihr Job ist es, die Balance zu halten. Der Berliner Dom ist kein beliebiges Konzerthaus, sondern „eine Stätte des Gottesdienstes“, wie es die erst 2001 installierte Dom-

ordnung formuliert. Ein „kulturelles Zentrum“ in Berlins Mitte, in dem nichts geschehen soll, das „im Widerspruch zum kirchlichen Charakter des Gebäudes steht“. Darüber wacht das Domkirchenkollegium, seit sechs Jahren Margrit Hilmer vorgeseztes Gremium. Eine ehrenamtliche Geschäftsleitung mit der liberalen Politikerin Irmgard Schwazerer an der Spitze. Die Domkirchengemeinde floriert, sie ist von ehemals 420 auf 1060 Gemeindeglieder angewachsen. Das liegt nicht nur an wunderbaren Gottesdiensten, das macht auch der Stolz auf das wiederbelebte Haus, in dem eigentlich nur geistliche Musik erwünscht ist.

Margrit Hilmer hat deshalb den Flur über dem kaiserlichen Treppenhäus als Raum entleert – für Lesungen oder feine Diner mit Komfort in der Tauf- und Trauikirche. 300 bis 400 Euro pro Person sind Unternehmen die exklusiven Abende inklusive Menü mit biblischen Köstlichkeiten auf Tafelsilber wert. Mit Geld, das für den Bau und das Inventar her muss. Für die Sauer-Orgel, die nur noch tönt, weil 2004 eine Luftbefeuchtungsanlage angeschafft wurde. Für das „Tauben-Oberlicht“, das Fenster mit dem Heiligen Geist oben in der Kuppel. Es regnet herein, und als der Dombaumeister höher stieg, entdeckte er Schäden am vergoldeten Kupferblech der Laterne und am Kuppelkranz. Nun wird das alles restauriert. Aber unten in Turm A schimmeln derweil die Wände. Sie holt den dicken Ordner mit Sponsorenanfragen für die 1,4-Millionen-Euro-Maßnahme. Die Arbeiten sind gesichert, das Geld ist fast beisammen. Da geben Land, Bund, Kirche, aber eben auch Spender. Das macht Margrit Hilmer stolz.

Der Dom ist ein Unternehmen. Die Domkuratorin Margrit Hilmer hat den Flur zur Kaiserloge zum Bankettsaal gemacht. Hier können besondere Gäste biblische Menüs genießen. Foto: Mike Wolff



Dinner für viele. Domkuratorin Margrit Hilmer hat den Flur zur Kaiserloge zum Bankettsaal gemacht. Hier können besondere Gäste biblische Menüs genießen. Foto: Mike Wolff

Das romantische Herz

Stefan Felmy wollte moderne Häuser bauen – eigentlich. Stattdessen wurde er Dombaumeister

Wo gibt es sonst so ein Büro? Gerundet, in einer Kuppel, mit einer Empore, wo der Schreibtisch wie auf einer Kapitänsbücke steht, mit viel Holz drumrum. Wie ein kleiner Rittersaal sieht es unterhalb der Treppe aus, nach Tafelrunde. Ein längerer Tisch in der Mitte, für Besprechungen. „Das schönste Büro“, sagt Stefan Felmy, und wirkt fast peinlich beherrcht. Er arbeitet in der kleinen Kuppel vorn rechts, vom Lustgarten aus gesehen. Hinter großen Rundfenstern, die von außen kaum zu sehen sind. Seine Arbeit, sagt er lächelnd, sei „Lust und Last“. Der 37-jährige ist Dombaumeister.



Engel als Nachbarn. Dombaumeister Stefan Felmy im Planarchiv. Foto: Thilo Rückes

Der Arbeitsplatz im Dachgeschoss heißt Dombaubüro, und gleich nebenan ist das Planarchiv, dort liegen alte Entwürfe, stehen auch Skulpturen als Vorlage für Steinmetzarbeiten. Leuchter-Nachtisze, Christusgemälde, Mosaiksteine, auch Gipsabdrücke sind zu sehen, von früheren Dompredigern. Seit zweieinhalb Jahren ist Stefan Felmy, gebürtiger Nürnberger, im Amt, wacht über den Bauzustand des Berliner Doms. Er kennt noch längst nicht alle Räume, hat auch die Hoffnung aufgegeben, alles kennenzulernen. Als er antrat, war er sicher, spätestens in einem Monat das ganze Haus zu kennen. Nach vier Wo-

chen gab er sich ein Jahr. Inzwischen setzt er sich keine Termine mehr. Der Dom ist bis in den letzten Winkel offenbar und für Fachleute unergänndbar. „Es gibt Bereiche, da kommt man eher durch Zufall hinein.“ Erwa, wenn es irgendwo feucht wird, weil die damals gebaute innenliegende Regenentwässerung nicht funktioniert. Weil wieder etwas verstopft ist, vielleicht eine Taube in den Abfluss gerutscht ist und das Wasser sich seinen Weg durch Hausinnenbahn, verschwunden hinter Wandverkleidungen. Der Dom ist zwar in gutem Zustand, der Wiederaufbau solide bewerkstelligt, der Grundbau völlig intakt, aber man müsse eben ständig auf der Hut sein, auf die Leitungen im Baudenkmal achten, auf den Brandschutz, auf die Glocken, die anfällig und damit ein Dauerthema für das Dombaubaum sind, sagt Felmy. Man müsse überall stets und ständig reparieren, sonst komme es zu größeren Problemen, die der Dom dann nicht oder nur schwer finanzieren könne. „Das Haus ist eine Dauerbaustelle.“ Die nötige Sanierung der Kuppelaterne mit dem Kreuz ist ein Teil der nächsten Bauphase. Die spektakulärste Aufgabe. Die nötigen gut 1,4 Millionen Euro kann die Dom-Gemeinde allein nicht schultern.

„Dombaumeister zu werden nimmt man sich nicht vor“, sagt der Dombaumeister, übrigens verwandt mit dem kürzlich verstorbenen in einem Monat das ganze Haus zu kennen. Nach vier Wo-



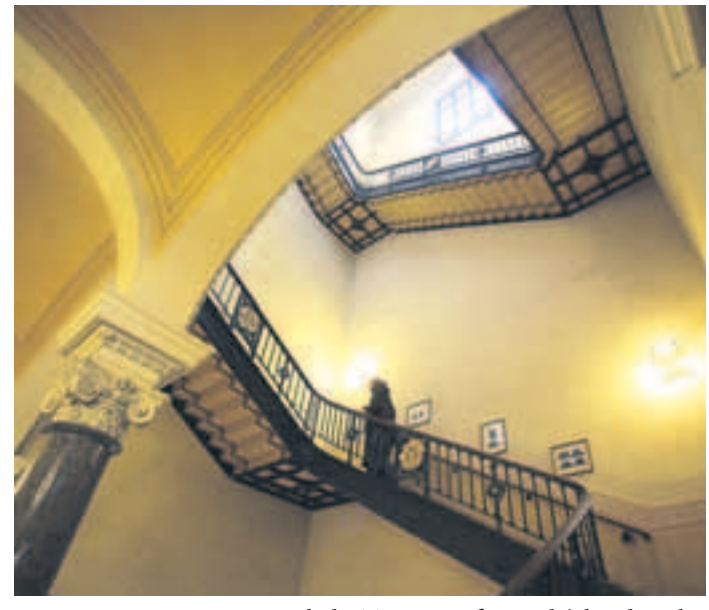
Stückwerk. In den Fluren warten Skulpturteile auf ihre Restaurierung.



Kuppel-Landschaft. Im Glockenturm kommt der Besucher der Domkuppel ganz nah.



Unterm Dach. Quer durchs Gebäude: ein Blick aufs Tonnengewölbe der Südpempore.



Die feine Gesellschaft. Der hohe Treppenaufgang gleich neben der Pförtnerloge – er führt unter anderem zum Dommuseum – war einst nur für die Herren Politiker da, wie das alte Schild beweist. Glanz und Gloria unter der Orgelpempore: Der schimmernde Prunksarkophag des Großen Kurfürsten wird getragen von vergoldeten Sklaven und Löwen. Foto: Thilo Rückes



DIESES FARBPOSTER LIEGT HEUTE BEI

Schauen Sie rein: Der Dom im Querschnitt

Wie viele Kuppelungänge gibt es im Dom und woher kommt man dort hin? Wo innerhalb des Altarraums verbirgt sich der wertvolle Taufstein aus weißem Marmor? Welcher Bereich heißt Predigerkirche? Wo arbeitet die Küsterei und was ist die Beamtenloge? Wo sind die Logen für Minister und Diplomaten? Und wer residiert eigentlich im „Domhotel“? Eine 3-D-Druck mit einem Querschnitt des Doms beantwortet alle diese Fragen. Sie liegt der heutigen Ausgabe



des Tagesspiegels bei. Die Rückseite des Posters bietet Infos über Führungen und Konzerte und verrät mehr Wissenswertes über Berlins zentrale Kirche. lei

EXTRATOUREN

Die besondere Führung: Den Dom erkunden

Haben Sie Lust, die Kuppelmosaik im Dom aus nächster Nähe zu betrachten? Dann kommen Sie mit zu einer speziellen, kostenlosen Führung für Tagesspiegel-Leser. Zwei Termine für eine Gruppe von 20 Personen gibt es: an den Sonntagen 10. und 17. Februar, Start jeweils 14 Uhr. Besichtigt und erklärt werden: Predigerkirche, Kaiserloge und Kaiserliches Treppenhäus, Hohenzollerngruft und Dommuseum. Dann geht es auf einen inneren Kuppelgang, der normalerweise nicht für Publikum geöffnet ist. Am 10. morgen, 9 Uhr, unter Tel. 26009-855. Die Plätze werden unter allen Anrufern verlost. lei

GESCHICHTEN: EIN BLICK HINTER DIE KULISSEN

Das ewige Labyrinth

Hunderte Schlüssel, 500 Türen: Ein Rundgang durch den Berliner Dom könnte Tage dauern – und selbst dann gäbe es noch unbekannte Ecken

Wie viele Schlüssel sind nötig, um alle Räume des Berliner Doms auf- und abzuschließen? Es sind hunderte. Domsprecherin Antje Zimmermann hat, wenn sie Gäste führt, ihnen unbekannte, nicht öffentliche Ecken vorgestellt, ein Bündel mit 20 Türöffnern dabei, die, fürs erste, für eine kleine Rundtour reichen. „Zehn verschiedene dieser Touren könnte ich machen.“ Und selbst sie, die den Dom kennt, würde immer wieder auf unbekannte Bereiche stoßen. Man wäre Tage unterwegs, um alles kennenzulernen. Die genaue Zahl der Schlüssel ist jedenfalls nicht bekannt, weil auch die Zahl der Räume im Berliner Dom nur eine Schätzgröße ist. Erwa 500 soll es davon geben. Ein Universalschlüssel existiert nicht. Ein Rundgang durch die Oberpfarr- und Domkirche zu Berlin ist auf jeden Fall ein Schlüsselerlebnis.



SERIE Schlüssel-Erlebnisse

- Heute: DER BERLINER DOM
Die weiteren Folgen:
Kanzleramt: 29. Januar
Hotel Adlon: 31. Januar
Naturkundemuseum: 5. Februar
Olympiastadion: 7. Februar
Staatsoper Unter den Linden: 12. Februar

schwer zu ergründen, da schon das Erdgeschoss des Doms der erste Stock ist. Immer wieder geht es über Treppen und Flure, an Aufzügen vorbei. Schindler, Baujahr 1986. Türen, Portale, fast ein Labyrinth. Auch die rund um Dombezugsnetze brauchen Sie, um sich zurechtzufinden. Dann öffnen sich Hörsäle, Relikte der Theologischen Fakultät, die vor einem Jahr ausgezogen sind, und deren Räume sich für Veranstaltungen mieten lassen. Garantiert ist ein einmaliger Blick über die Stadt. Hier oben sind auch Räume für Chorproben der Berliner Domkantorei, an einer der Türen steht „Loge M“, und die Besucher fragen, ob hier einst seine Majestät der Kaiser ein und aus ging. Stimmt aber nicht, der Kaiser hatte eine ganz andere Loge – aber die kommt erst später auf dem Rundgang. Schlüssel rein, Schlüssel raus, öffnet sich die grandiose Orgelpempore, auch kein Ort für die Öffentlichkeit. Das Instrument ist von unschätzbarem Wert, hat 7269 Pfeifen. Die Bombe, die im Krieg die große Kuppel zerstörte und bis hinunter in die Gruft schlug, sauste an der Sauer-Orgel vorbei, weil sie in ihrer Nische geschützt war. Aber in der Nachkriegszeit litt sie unter Feuchtigkeit, das Notdach der Kuppel war undicht, es gab Vandalismusschäden, Pfeifen wurden eingeschmolzen.

Wieder Gänge, Treppenhäuser, wieder ein Schloss: Es öffnet sich der Kaiserliche Aufzug, holzverkleidet, mit zwei bescheidenen Stühlen. Kaiser Wilhelm II. war begeistert von neuester Technik, die Orgel war auf modernstem Stand, auch der Fahrstuhl sollte ein sein, importiert von Otis. Wieder entriegelt sie eine Tür, schon ist der Raum hinter dem Altar erreicht, sonst für die Öffentlichkeit unzugänglich. Tatsächlich ist das Totenreich wegen des hohen Grundwasserstandes in Mitte aber energiegelad in einem riesigen steinernen Kasten untergebracht – im Sockel des Domes. Darauf steht der wilhelminische Bau, deshalb führen Stufen vom Lustgarten zum Domportal hinauf.

Man hat schon überlegt, die Führungen zu erweitern, hat den Gedanken dann wieder verworfen. Viel Aufsicht wäre nötig, das Personal fehlt. Man fürchtet sich vor Graffiti. Das große Haus ist ständig in Betrieb, und doch strahlt es eine atemberaubende Ruhe aus. Es hat nichts von der verbrauchten Luft der letzten Jahrzehnte in seinen Mauern konserviert, die Modernisierung liegt knapp 14 Jahre zurück. Die gelegentlichen Risse in den Wänden konnten den gepflegten Gesamteindruck nicht trüben.

Der Rundgang nähert sich seinem Ende, langsam geht es wieder hinein. Antje Zimmermann sucht die letzten Schlüssel, öffnet eine Abstellkammer, eine Teeküche, ein stilles Eckchen mit Sesseln, dann geht es erneut in eines der Treppenhäuser mit Kronleuchtern. Ein Blick in die keine Kapelle, die Tauf- und Trauikirche neben dem großen prunkvollen Gottesdienstsaal. Die Kapelle steht immer ein wenig im Schatten, wird von vielen Besuchern gar nicht beachtet, aber sie ist ein Kunstwerk für sich, hat, wie Antje Zimmermann meint, einen warmen, stillen Charakter.

Wieder entriegelt sie eine Tür, schon ist der Raum hinter dem Altar erreicht, sonst für die Öffentlichkeit unzugänglich. Tatsächlich ist das Totenreich wegen des hohen Grundwasserstandes in Mitte aber energiegelad in einem riesigen steinernen Kasten untergebracht – im Sockel des Domes. Darauf steht der wilhelminische Bau, deshalb führen Stufen vom Lustgarten zum Domportal hinauf.

Am Ende des Rundgangs geht eine junge Frau mit der ankommenden Post vorbei. Die muss verteilt werden. Auch das ist im Berliner Dom mit seinen vielen Räumen nicht ganz leicht. Es gibt zwar einen Hausbriefkasten, aber der hat sechs verschiedene Namensangaben, allen Einrichtungen des Doms. Und jede Stelle hat ihren Briefkastenschlüssel. Aber die ist wie eine für eine andere Geschichte. CHRISTIAN VAN LESSEN

Wenn der Kaiser auf einem der Sessel Platz nahm, ließ er sich gern von unten, vom Altarraum aus, fotografieren. Man sah dann nur den Kopf und als Hinter-

pel zerstörte und bis hinunter in die Gruft schlug, sauste an der Sauer-Orgel vorbei, weil sie in ihrer Nische geschützt war. Aber in der Nachkriegszeit litt sie unter Feuchtigkeit, das Notdach der Kuppel war undicht, es gab Vandalismusschäden, Pfeifen wurden eingeschmolzen.

Wieder entriegelt sie eine Tür, schon ist der Raum hinter dem Altar erreicht, sonst für die Öffentlichkeit unzugänglich. Tatsächlich ist das Totenreich wegen des hohen Grundwasserstandes in Mitte aber energiegelad in einem riesigen steinernen Kasten untergebracht – im Sockel des Domes. Darauf steht der wilhelminische Bau, deshalb führen Stufen vom Lustgarten zum Domportal hinauf.

Mit Pomp ins Jenseits

Die Hohenzollerngruft birgt 94 bildschöne Särge

Diesen Moment wird Dieter Brozat nie vergessen. Schritt für Schritt war er mit seiner Taschenlampe ins Reich der Toten unter dem Berliner Dom vorgedrungen. Dann stand er vor dem Marmorсарг der Königin Sophie Dorothea, der Frau des preußischen Soldatenkönigs. Der Deckel war verschoben, Brozat leuchtete hinein, sah Skeletteile, und auf dem Grund des Sarges schimmerten die Gold- und Silberfäden des Staatskleides. Fast vier Jahrzehnte sind vergangen, seit der heute 69-jährige Berlin-Historiker erstmals die Fürstengruft des Doms erforschte – damals ein nahezu vergessener Ort. Heute wird das 1999 restaurierte Gewölbe täglich von hunderten Interessenten besucht. Es zählt zu den bedeutendsten Grabstätten europäischer Herrscherdynastien vom selben Rang wie die Kapuzinergruft der Habsburger in Wien.

Noch in den frühen Siebzigerjahren wiesen Dom-Experten wie der West-Berliner Dieter Brozat geleglich darauf hin, welchen Schatz der sakrale Riesebau in seinem tiefsten Inneren birgt. Angehörige des Hauses Hohenzollern aus dem 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert sind dort beigesetzt, von den brandenburgischen Kurfürsten bis zum preußischen Königshaus. Zu DDR-Zeiten modernisierte die absolutistische Nekropolis vor sich hin. Erst ab 1975 wurde die Gruft, als Kriegsschäden am Dom beseitigt worden, notdürftig gesichert. Zuvor hatte Dieter Brozat in Eigeninitiative und mit einer Sondererlaubnis alle Särge – teils chaotisch gestapelt und zerborsten – beschrieben und erfasst. Seine Arbeit ergab eine fürstliche Bilanz: In der Gruft standen 94 Särge und Sarkophage.

Heute riecht es dort nicht mehr nach Moder, die restaurierten Särge stehen schön aufgereiht zwischen 78 Sandsteinsäulen unter römischen Rundbögen. Wer von der Predigerkirche hinabsteigt, hat den Eindruck, er betrete eine Unterirdische Welt. Tatsächlich ist das Totenreich wegen des hohen Grundwasserstandes in Mitte aber energiegelad in einem riesigen steinernen Kasten untergebracht – im Sockel des Domes. Darauf steht der wilhelminische Bau, deshalb führen Stufen vom Lustgarten zum Domportal hinauf.

Wieder entriegelt sie eine Tür, schon ist der Raum hinter dem Altar erreicht, sonst für die Öffentlichkeit unzugänglich. Tatsächlich ist das Totenreich wegen des hohen Grundwasserstandes in Mitte aber energiegelad in einem riesigen steinernen Kasten untergebracht – im Sockel des Domes. Darauf steht der wilhelminische Bau, deshalb führen Stufen vom Lustgarten zum Domportal hinauf.

Am Ende des Rundgangs geht eine junge Frau mit der ankommenden Post vorbei. Die muss verteilt werden. Auch das ist im Berliner Dom mit seinen vielen Räumen nicht ganz leicht. Es gibt zwar einen Hausbriefkasten, aber der hat sechs verschiedene Namensangaben, allen Einrichtungen des Doms. Und jede Stelle hat ihren Briefkastenschlüssel. Aber die ist wie eine für eine andere Geschichte. CHRISTIAN VAN LESSEN

Kurfürst Johann Sigismund und der Große Kurfürst mit seinen Frauen Luise Henriette und Sophie Dorothea ruhen hier bis zum jüngsten Tag. Ganz in der Nähe steht auf Löwenpranken der Sarg König Friedrich Wilhelm II., unter dessen Regentschaft ab 1788 das Brandenburger Tor gebaut wurde. Zwischen den mächtigen Sarkophagen, deren Reliefs die Lebensgeschichten der Toten erzählen, finden sich auch ganz kleine Särge, verziert mit Girlanden, Sanduhren, Symbolen für die Tugenden. Friedrich Wilhelm II. wurde, Sohn des Soldatenkönigs, war als Säugling gestorben, weil man ihm zur Taufe eine Krone grob auf den Schädel gedrückt hatte. Daneben sind Kinder der Königin Luise und die „namenlose Prinzessin“ bestattet, eine Enkelin Wilhelm II.

Dass Besucher diese Särge besichtigen können, hat es bis 1999 nicht gegeben. Die Familienkrypta der Hohenzollern galt bis zum Tod von Kaiser Wilhelm II. 1941 als privat. Anfangs befand sich das Gewölbe noch unter dem ersten Dom am Stadtschloss, doch 1750 ließ Friedrich der Große die Särge in die Gruft des damals neu errichteten Doms am Lustgarten schaffen. Dabei verlor man offenbar den Überblick: Vier Kurfürsten und eine Kurfürstin gelten seither als verschollen. Dem Sarg des Prinzen Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt konnte das nicht passieren, er ist zu auffällig. Feuergraben schienen aus Granaten an den Metallfüßen seines Sarkophages – ein in Bronze gegossener Kriegsschauplatz. Der Prinz starb 1711. Er war Artillerie-Generale. CHRISTOPH STOLLOWSKY

Die eindringliche Stimme

Die Dortmunderin Petra Zimmermann ist Dompredigerin. Keine normale, eher eine öffentliche Pfarrstelle

Als Dortmunder Touristin lernt sie den Berliner Dom kennen, ist vom Inneren der Kirche sofort fasziniert, von dem großen, hohen Raum unter der Kuppel, der Atmosphäre. Den Gottesdienst erlebt sie beim nächsten Besuch als „große liturgische Feier mit wunderbarer Musik“.

Da ist Petra Zimmermann noch Pfarrerin von St. Reinoldi, der großen Stadtkirche im Zentrum Dortmunds. Die, findet sie, sei von ihrer Lage her dem Berliner Gotteshaus ähnlich. Sie bewirbt sich in

Berlin auf eine „reizvolle Stelle“ und bekommt sie: Dompredigerin. Das Äußere des Bauwerks findet sie anfangs „schwierig“, aber das gibt sich. Im Inneren fühlt sie sich „amüßlich vom Raum getragen“, seit sie erstmals im April 2006 auf der Kanzel stand. Sie spricht von einem Ort, der für die Menschen leicht zugänglich und zu verstehen ist, so unterschiedlich sie auch sein mögen. Die „sinnliche Erfahrung“ des Gottesdienstes fördert die Bindung an das Haus. Sie mag die klas-

sische Form des Dom. Sie und ihr Predigerkollege Friedrich-Wilhelm Hünerbein sind froh, dass die Gottesdienste nicht nur an Festtagen sehr gut besucht sind. „Wir laden gern gute Prediger ein“, sagt Petra Zimmermann bescheiden, als ob der Dom das nötig hätte. Sie hat eine warmherzige, offene, gewinnende Art, sie predigt fast nur im Dom, betreut Confraternen, bereitet Taufen und Trauungen vor, wie es jeder Pfarrer in jeder Kirche tut. Aber das Dompredigerin steht mehr in der Öffentlichkeit, repräsentiert das Gotteshaus, steht beispielsweise oft im Kontakt mit dem Bundespressesamt, wenn etwa ein Staatsrauer-Gottesdienst vorbereitet wird. Eine solche Kirche, meint sie, steht zurecht mitten in der Stadt, gehört in die exponierte Lage, als geistliches Zentrum. Das gelte auch für die Marienkirche in nächster Nachbarschaft, die Bischofskirche. Doch der Landesbischof und Ratsvorsitzende der EKG predigt gern auch im Berliner Dom. „Unser Horizont ist größer als unsere Gemeinde“, sagt die Pfarrerin. Gut gebildete Leute zwischen 20 und 40 Jahren, hat sie festgestellt, sind verstärkt an Religion, an geistlichen Fragen interessiert. Berlin, eine Stadt der Atheisten: „Wer im Dom arbeitet, hat nicht den Eindruck,

dass dies eine säkularisierte Stadt ist.“ Sie glaubt, dass der Berliner Dom eine wichtigere Rolle in der evangelischen Kirche spielen müsste, als zentraler Ort der Gottesdienste. Zuvor hatte sie in Hannover die religiöse Einstellung in Ost- und Westdeutschland erforscht. Bis sie 2002 nach Dortmund ging, in ihre Heimatstadt.

Als sie nach Berlin zieht, will sie wissen, was diese Stadt ausmacht. Sie spürt schnell, dass der volle Dom, über den sie sich so freut, nicht beispielhaft ist. Petra Zimmermann sucht bewusst eine Wohnung im Ostteil. In Charlottenburg leben und in Mitte predigen, scheint ihr irgendwie unpassend. „Ich hatte das Gefühl, dass ich etwas verstehen muss von mir bis dahin fremden Osten.“ Sie zieht schließlich nach Friedrichshagen. Sie versteht nicht, aber sie akzeptiert, dass die Kirche es schwer hat in Berlin. Das aber die eigene Gemeinde eine von denen ist, die am stärksten in Berlin wachsen – das freut sie doch. CHRISTIAN VAN LESSEN

Arbeitsplatz Altar. Pfarrerin Petra Zimmermann schützt den Dom als geistliches Zentrum Berlins. Eine atheistische Stadt? „Davon merkt man hier nichts“, sagt sie. Foto: Thilo Rückes